

Das Franzosengrab.

Novelle von Julius Bohmeyer.

(Fortsetzung)

Nachdruck verboten.

III. Kapitel.

An dem kleinen Hause in der Vorstadt waren bereits die Jaloussien geschlossen worden, und in dem traulich erhellten Stübchen der alten Jungfer herrschte lautlose Stille. Der tickende Pendel mit dem Sonnengesichte ging in seinem Mabaftertempelchen eifrig auf und ab, und zuweilen raschelte der Kanarienvogel in seinem Messingbauer auf der Blumentreppe.

Die Besitzerin des Hauses, eine kleine verwachsene Dame von etwa vierzig Jahren, saß in der Ecke eines geblühten Sophas, das von einer steifen Epheulaube in ein dämmerndes Halbdunkel gehüllt wurde, und hielt den Kopf sinnend in die Hand gestützt. Von Zeit zu Zeit fuhr sie mit ihren feinen, weißen Händen über die dunklen Wimpern, die wie von Thränen zu glänzen schienen. Wer näher hingesehen hätte, würde bemerkt haben, daß ihre Lippen sich zuweilen schmerzlich zusammenzogen, als verberge sie mit aller Anstrengung ein geheimes Schluchzen. Aber so leise auch nur die Töne waren, die ihre Gemüthsbeugung verriethen, wandten sich doch die gutmüthigen Augen der anderen Theilhaberin des Zimmers immer wieder besorgt nach der Sophaecke, aus der jene Laute von Zeit zu Zeit kamen.

Diese war ein älteres, zierliches Dämchen, das an dem anderen Ende des Gemaches an einem Eckischchen saß, ganz hingegenommen von einem überaus zarten, landschaftlichen Bildchen, welches sie auf eine kleine Porzellantafel hinzuberte. Jetzt sah sie lange und mit großen Blicken das Halbdunkel durchdringend nach der Freundin hinüber, während ihre feinen, grauen Seitenlöckchen unruhig zu zittern begannen.

„Lottchen, Du weinst?“ rief sie plötzlich mit einem erschrockenen Ausdruck aus, indem sie den Pinsel hastig fortlegte und aufsprang. Mit schnellen, trippelnden Schritten war sie zu der Freundin hinübergeeilte.

Der Kopf der kleinen Buckligen war auf die Lehne des Sophas gesunken und aus seinen stoßweisen Bewegungen konnte man erkennen, daß Fräulein von Bugloff mit aller Anstrengung ein krampfhaftes Weinen vor der Freundin zu verbergen suchte.

Diese war mit einem Blick des Schreckens vor ihr niedergesunken und bemühte sich, ihr ins Gesicht zu sehen, das jene in den Kissen verbarg.

„Lottchen“, rief sie, „was ist Dir? Du verschweigst mir etwas! Hat Dich Jemand gekränkt?“

Sie erhielt keine Antwort, aber jetzt vernahm sie ein deutliches Schluchzen, das immer ungehinderter und heftiger hervorbrach. Die bestürzte Dame hatte das Haupt der weinenden Freundin zwischen ihre kleinen Hände genommen und sah mit einem vom innigsten Mitgefühl durchbeugten Gesicht in die großen, thränenwollen Augen der Schluchzenden.

Diese trocknete jetzt, sich gewaltsam aufraffend, Wangen und Augen, und bemühte sich, gefasster und ruhiger zu erscheinen, als sie es offenbar war, da immer noch von Zeit schwere Tropfen über ihre Wangen hinabließen.

„Friedchen“, sagte sie mit bebenden Blicken, „hast Du in neuerer Zeit etwas — von Max Bredow gehört?“

„Ach, ich ahnte es wohl“, rief das alte Dämchen traurig,

„daß irgend etwas, was mit diesem Namen in Verbindung steht, Dich wieder so aufgereggt hat. Seit sieben Jahren hast Du diesen schrecklichen Namen nicht mehr ausgesprochen und erst seit dieser Zeit bist Du ruhig und gesund geworden. Frage nicht mehr nach diesen Menschen, die Dein Leben vergiftet haben, und laß auch mich von ihnen schweigen.“

„Sage nur das Eine, Friedchen; ist Dir bekannt, ob Max jetzt hier wohnt?“

„Gewiß! Weißt Du es denn nicht, daß er bei seinem Oheim lebt, der sich, wie man sagt, von dem übermüthigen Studenten geradezu tyrannisiren läßt.“

„Also doch — von dem „Studenten“ — seufzte die Kleine mit schmerzlicher Bitterkeit, „so habe ich doch richtig gesehen. Ja, er war es, und gerade aus seinem Munde habe ich wieder zum ersten Male seit acht Jahren jenen boshaften Spottnamen vernehmen müssen, den ich nun endlich vergessen wähnte. Aber freilich, es war ja sein Dunkel, der mich mit diesem Brandmal dem Gelächter der Menge preisgab. Der Nefse schöpfte also aus frischer Quelle.“

Das alte Dämchen hatte schon bei den ersten Worten mit einem schmerzlichen Aufschrei ihr Gesicht in ihre Hände gedrückt.

„O Himmel, hast Du keine Strafe für solche Bosheit!“ rief sie mit einem schmerzlichen Blick auf die Freundin und ballte ihre kleine Faust in Weh und Wuth. Sie wandte ihr Auge nach Oben, als frage sie den Allgütigen: „Wie ist eine solche Schurkerei in Deiner Welt möglich?“

„Ach Lottchen“, rief sie, „was hast Du diesen harten, bösen Menschen gethan, daß Du soviel für sie leiden mußt? O Gott, dies Wort gerade aus dem Munde dieses Jünglings — es ist furchtbar.“

Lottchen nickte wehmüthig mit dem Kopfe: „Die bucklige „Trommlerbraut“ hörte ich ihn sagen“, stieß sie aufschluchzend hervor, und ein neuer Thränenstrom stürzte aus ihren Augen.

Friedchen hatte sich an die Brust der Freundin geworfen und ihre Arme zärtlich um ihren Hals geschlungen.

„Lottchen! Lottchen!“ rief sie. „Ich beschwöre Dich, weise diese Gedanken von Dir! Denke an Deine Nervenzufälle von damals! Sieh, Du hattest Dich in diesen Jahren so schön erholt! Vergiß es noch einmal, das bitterböse Wort des alten Sünders. Du wirst es nie wieder hören. Max weiß ja nichts von all dem Vorgefallenen!“

IV. Kapitel.

In der rauchgeschwärzten Wirthsstube im „goldenen Kranz“ zu Ronnewitz bei Leipzig saßen an dem langen, von einer Hängelampe beleuchteten Eichentisch eine größere Schaar fröhlicher Studenten. Stürmische Vaterlandslieder, deren Refrain wildes Stampfen und Zusammenschlagen der Schläger begleitete, wechselten mit kecken Trinkweisen und stürmischen Toasten. Man feierte den großen Tag der Befreiung des Vaterlandes, den Tag der Völkerschlacht und Vernichtung der französischen Unterdrücker.

Es mochte zehn Uhr Abends sein, als Max Bredow, der sich selbst unter diesem größeren Kreise seiner Kommilitonen durch

seine aristokratische Erscheinung und sein feckes, gewandtes Wesen hervorhob, von seinem Schemel aufstand und, flüchtig nach der Uhr blickend, zweien seiner Kameraden zuwinkte. Alle drei traten, etwas entfernt von ihren Kollegen, in einen Winkel zusammen, und verließen nach einem im Flüsterton gepflogenen Gespräch zur Verwunderung der Zurückbleibenden mit kurzem Abschiedsgruß die laute Wirthsstube, ohne ihren Freunden über die Absichten ihres plötzlichen Ausbruchs Rede zu stehen.

„Wir sehen uns vielleicht wieder, wenn Ihr noch lange hierbleibt“, rief Max ihnen mit geheimnißvollem Nicken zu. Man steckte am Tisch die Köpfe zusammen und raunte sich allerlei lustige Vermuthungen zu, bis man, in eine scherzhafte Neckweise einstimmend, den Zwischenfall vergaß.

Es war dunkel und kühl geworden, als die drei Freunde ins Freie hinaustraten und ihren Weg der Pleiße zu nahmen. Die Stille und Dunkelheit der Nacht standen in grellem Gegensatz zu dem hellen Raum und der stürmischen Umgebung, die sie eben verlassen hatten. Wie aus einem Traume erwachend, wurden sie sich des Zweckes ihrer seltsamen Wanderung erst nach und nach wieder klar bewußt. Der Widerstreit ihrer Empfindungen legte sich erst gemach, als der ihnen nachschallende Gesang in der Ferne verhallte.

Bald bogen sie von der Straße rechts in den Wald ab, um sich auf einem Umwege der geheimnißvollen Stätte zu nähern.

Fern über dem Walde sah man den ersten Schein des aufdämmernden Mondes. Des Abenteuerlichen ihrer Fahrt wurden sie sich erst jetzt ganz bewußt, und vergeblich versuchten sie ein banges Gefühl abzuschütteln, das ihre Schritte zu verlangsamen begann. Max vor Allem bemühte sich, durch Worte und Geberden den Kampf seiner Empfindungen zu verbergen. Viktor aber schritt still und in sich gekehrt hinter den Genossen her und sein zögernder Gang zeigte, daß er gern zurückgeblieben wäre, wenn er nicht gefürchtet hätte, sich vor jenen lächerlich zu machen. Die Phantasie der drei jugendlichen Wanderer war durch das Ungewohnte der nächtlichen Umgebung und ihr seltsames Vorhaben lebhaft angeregt und bevölkerte den geheimnißvollen Ort mit Phantomen.

Als sie der Stelle am Waldesrand nahen, wo sie sich hinter der Eiche zu verbergen gedachten, sprang plötzlich, durch die knisternden Zweige brechend, ein dunkles Etwas dicht vor ihnen auf. Die Freunde, jeder in seine Träume versunken, blieben erschrocken stehen, bis sie erkannten, daß es nur ein vom Lager aufgeschrecktes Häslein war, welches sie in so unheimlichen Schreck versetzt hatte.

Max, der sich zuerst wiederfand, rief mit erzwungenem Lachen, aber noch athemloser Stimme den Freunden zu: „Also auch ein Trommler, den wir hier aufgeschreckt haben.“

Aber er fand kein Echo für seinen platten Scherz bei seinen noch immer bekümmerten schweigenden Freunden, welche, die Zweige der Büsche auseinander Schlagend, hinter ihm herkamen. Jetzt lagerten sich die Jünglinge hinter der Eiche, von welcher Stelle aus sie durch die Haselbüsche das nur etwa zwanzig Schritt entfernte, niedrig gelegene Grab und einen Theil der vom Monde beschienenen Fahrstraße überblicken konnten.

„Noch ist der Hügel schmucklos und kahl, wie wir ihn vor

zwei Tagen gesehen haben“, sagte Adolf, durch die Zweige spähend.

„Wir werden uns wohl auf einige Stunden des Wartens gefaßt machen müssen“, meinte Max und breitete die mitgebrachte Decke aus, auf welcher die Genossen Platz nahmen. Weit und breit war kein Laut vernehmbar; der Mond war hell heraufgestiegen und hüllte die gegenüberliegende breite Waldwand in sein träumerisches Licht. Auch der ihr zunächst gelegene Theil der Wiese schimmerte leise auf. Der Kinderschrei eines Käuzchens tönte fern aus dem Walde herüber, sonst war Alles still.

Viktor schaute in Gedanken versunken vor sich nieder, und mit einiger Ueberwindung hob er nach einer Weile an: „Dügeste Euch, daß mir nicht recht wohl bei dem Abenteuer zu Muth ist. Ich kann ein beschämendes Gefühl nicht unterdrücken. Aus frivoler Neugier drängen wir uns hier in das Geheimniß eines jedenfalls zart und edel empfindenden Menschen, der für sein pietätvolles Handeln den Schleier der Nacht borgt.“

„Da haben wir's, nun bekommt unser Dichter schon vor der Katastrophe den Ragenjammer“, lachte Max. „Wir wollen ja dieser edlen, zarten Menschenseele nichts zu Leide thun. Aber wenn wirklich die kleine Bucklige hierherkäme, um das Grab ihres geliebten Trommlers zu kränzen, dann stehe ich nicht dafür, daß ich nicht in ein schallendes Gelächter ausbreche.“

„Eine so hübsche Rohheit traue ich Dir nicht zu“, rief Viktor erregt und schneidig, „und ich würde Euch noch jetzt verlassen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Dich Dein Tactgefühl vor solch einer Brutalität schützt.“

„Das kommt darauf an, ich verspreche nichts; aber hört Ihr nicht einen Wagen herankommen?“

So war es wirklich. Die Freunde lugten scharf aus. Jetzt rollte ein leichtes Gefährt über die Holzbrücke. Voll Spannung lauschten sie, aber der Wagen rasselte an ihnen vorüber und weiter.

Eine Stunde verging, ohne daß sich auf's Neue Jemand der Brücke näherte. Immer breiter wurde auf der Wiese die Mondstraße, und das zauberische Dämmern ergoß sich auch durch die Wipfel herab in den Theil des Waldes, an dessen Rand die Freunde in ungeduldiger Spannung harrten. Nur das Grab lag noch in Dunkelheit.

Die Erinnerungen an das gewaltige Völkerringen, das hier vor zwölf Jahren um die unglückliche Stadt wogte, zog in düsteren Gesprächen an ihren Seelen vorüber, und besonders jener entsetzliche Kampf um das nahegelegene Schloßchen Dölichsch jenseits der Pleiße, von dessen Vertheidigern der hier Begrabene wohl ein Versprengter gewesen sein mochte, beschäftigte die Einbildung der jungen Männer auf das Lebhafteste; hier hatten die Polen unter Poniatowski und Theile der jüngeren Garde verzweifelt gekämpft.

Wie im Mondenglitzern die Nebel der Sümpfe unter der Brücke hervorquollen und an der Waldwand dahinzogen, war es ihnen, als sähen sie in langem Zuge die Geister der Erschlagenen dahervallen, um in der großen Erinnerungsnacht die blutigen Gesilde jener Schreckenstage wieder aufzufuchen. War es doch auch einer jener fränkischen Söldner gewesen, der hier neben ihnen gebettet lag.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Wette.

Novelle von E. Fontane.

(Fortsetzung.)

Herr von Breitenfeld hatte sich gelegentlich nach der Wohnung des Lohndieners Scholz erkundigt. Um alles Aufsehen zu vermeiden, bestellte er den Mann nicht zu sich, sondern ging selbst, um ihn aufzusuchen.

Herr Scholz erschrak, als er den ihm wohlbekanntesten Schwiegersohn des Präsidenten bei sich eintreten sah. Mit kriechender Höflichkeit bot er seinem Gaste einen Stuhl an und erschöpfte sich in einer Pluth von Entschuldigungen, daß seine Wohnung so eng und beschränkt sei.

Herr von Breitenfeld beobachtete ihn mit der ruhigen und prüfenden Miene des erfahrenen Richters, während er sich seinen Angriffsplan zurechtlegte.

„In der That“, sagte er, sich langsam im Zimmer umsehend, „Sie wohnen hier recht eng und beschränkt. Das Geschäft bringt wohl nicht viel ein?“

„Ach nein, Herr Assessor“, war die Entgegnung, „man kann sich eben nur so kümmerlich durchschlagen. Wenn nicht der Herr Präsident und andere Herrschaften mir ihr Wohlwollen

schenkten, so würde ich kaum so viel erwerben können, um meinen Unterhalt zu bestreiten."

"So, so — nun allerdings, das Geschäft als Lohndiener ist wohl nicht gerade lukrativ, aber ich meine — es giebt da doch so mancherlei Gelegenheiten, etwas zu verdienen — kleine Gefälligkeiten, Dienstleistungen, zu denen eine gewisse Gewandtheit gehört, deren Ausführung man nicht Jedermann anvertrauen kann, und die unter Umständen gut honorirt werden."

Der Mann warf dem Assessor verstohlen einen lauernden Blick zu. Seine Vermuthung, daß derselbe zur Erreichung eines besonderen Zweckes zu ihm gekommen sei, schien sich zu bestätigen.

"Ich verstehe nicht, was Sie damit meinen, Herr Assessor", sagte er mit möglichst harmloser Miene.

"Nun, Sie werden mich gleich besser verstehen", fuhr Herr von Breitenfeld fort, indem er sich in seinem Stuhle anscheinend sorglos hintenüber lehnte, ohne aber den Lohndiener, welcher die Hand auf das Fensterbrett stützend, vor ihm stand, aus den Augen zu lassen. "Vielleicht entsinnen Sie sich noch einer derartigen kleinen Gefälligkeit, welche Sie wenige Tage nach dem Geburtstage meines Schwiegerpapas, des Präsidenten, einer gewissen Person erwiesen, die ich vorläufig noch nicht nennen will. — Nicht? Nun, ich werde Ihrem Gedächtniß zu Hülfe kommen. — Es handelte sich um einen Brief, der zu dem Zweck verloren wurde, um von einer anderen Person gefunden zu werden."

Er hatte die letzten Worte langsam und mit besonderer Betonung gesprochen und sein Gegenüber scharf fixirt.

Herr Scholz wurde sichtlich verlegen.

"Ich weiß in der That nicht — ich entsinne mich nicht" — stotterte er.

"Also noch nicht? Nun, lieber Mann, dann wollen wir einmal ganz deutlich und ohne Umschweife reden", fuhr Herr von Breitenfeld, sich im Stuhle aufrichtend, mit sehr ernster Miene fort: "Sie wissen unzweifelhaft längst, was ich meine, und werden mich noch deutlicher verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß Pauline, das frühere Stubenmädchen meiner Schwiegermama, jetzt in Berlin ist und meine Frau kürzlich aufgesucht hat, um ihr gewisse Geständnisse zu machen. Es wird gut sein, wenn Sie sich den Fall recht klar machen und sich namentlich die Folgen vergegenwärtigen, welche derselbe unter Umständen für Sie haben könnte. Verstehen Sie mich jetzt ganz deutlich?"

"Ja wohl, Herr Assessor", sagte der Lohndiener, dem unter dem scharfen Blick des Inquirenten der Angstschweiß ausbrach. "Ich habe damals geglaubt, daß es sich nur um einen Scherz handle — Sie werden mich doch nicht unglücklich machen?"

"Das wird von Ihnen abhängen. Ich verspreche Ihnen, daß Ihr Name in der ganzen Affaire nicht genannt werden soll, und daß Sie außerdem noch eine namhafte Entschädigung erhalten werden, wenn Sie meine Fragen ganz aufrichtig und ohne Umschweife beantworten."

"Das will ich ganz gewiß, gnädiger Herr, machen Sie mich nur nicht unglücklich. Ich habe ohnehin schon längst bereut, mich dazu hergegeben zu haben." —

Als Herr von Breitenfeld eine halbe Stunde später die Wohnung des Lohndieners verließ, war seine Miene sehr ernst.

"Mit dem wären wir fertig", sagte er, "jetzt zu dem Urheber des Bubenstücks."

Lieutenant Hennig stand am Fenster, als der Assessor quer über den Markt auf sein Haus zuschritt. Er hatte schon seit längerer Zeit den Verkehr im Hause des Präsidenten eingestellt. Man sprach in der Stadt davon, daß er sich um die Hand der jüngsten Tochter beworben und einen wohlgeflochtenen Korb davongetragen habe, Bestimmtes wußte aber Niemand.

Als Breitenfeld flüchtig nach dem Fenster hinausblickte, trat Hennig rasch zurück.

"Soll der Besuch mir gelten?" sagte er zweifelnd zu sich, dann rief er schnell nach seinem Burschen, der sich im Vorzimmer befand.

"Johann, ich bin für Niemand zu Hause, hörst Du?"

"Zu Befehl, Herr Lieutenant!"

Gleich darauf wurde die Klingel gezogen. Es war Breitenfeld.

"Der Herr Lieutenant sind nicht zu Hause", erklärte der Bursche auf die Frage nach seinem Herrn.

"Das thut nichts", entgegnete Breitenfeld, der den jungen Mann am Fenster bemerkt hatte, kurz entschlossen, "ich werde den Herrn Lieutenant erwarten", und ehe der bestürzte Bursche es hindern konnte, hatte er die Thür geöffnet und stand im Zimmer.

"Sie verzeihen die etwas sonderbare Art, mich bei Ihnen einzuführen", sagte er, "es handelt sich aber um eine für mich sehr ernste und dringende Auseinandersetzung."

"In der That etwas sonderbar", entgegnete Lieutenant Hennig trozig, "ich befinde mich nicht wohl und wollte deshalb nicht gestört sein, aber wenn die Sache dringend ist — bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Herr von Breitenfeld war ohnehin in gereizter Stimmung, die versuchte Abweisung hatte ihn noch mehr erbittert:

"Ich danke", sagte er kurz, "ich werde Sie nicht lange aufhalten."

Hennig sah dem tieferregten Manne an, daß es sich um sehr ernste Dinge handeln müsse, er ahnte, was kommen würde.

"Wie es Ihnen beliebt", entgegnete er. "Sie werden indeß gestatten, daß ich mich setze, ich befinde mich, wie gesagt, nicht wohl."

Die tiefe Blässe seines Gesichtes schien diese Angabe allerdings zu bestätigen. Es war jedoch nur die innere Unruhe, welche sich in seinen Zügen spiegelte.

Herr von Breitenfeld hielt es für das Beste, grade auf sein Ziel loszugehen.

"Es handelt sich um eine Angelegenheit, bei welcher meine Schwägerin, Fräulein Anna Burgsdorff, lebhaft interessirt ist, um einen Bubenstreich, der gegen sie verübt worden ist — ich setze voraus, daß Sie Interesse daran nehmen werden, da Sie früher im Hause meiner Schwiegereltern viel verkehrten und mir vielleicht behülflich sein möchten, den ehrlosen Anstifter dieses Streichs zu entlarven."

Der Lieutenant fuhr bei den letzten Worten vom Sopha auf, bezwang sich aber gleich wieder.

"Ich wüßte nicht", entgegnete er mit erkünstelter Ruhe, "inwiefern mich diese Familien-Angelegenheiten interessiren könnten. Ich hatte, wie Sie vielleicht wissen, schon seit längerer Zeit nicht mehr die Ehre, mit der Familie Ihrer Frau Gemahlin in nähere Berührung zu kommen — Sie dürften also leicht von einer irrigen Voraussetzung ausgehen, wenn Sie ein näheres Interesse bei mir erwarteten."

"Bitte, bitte, Herr Lieutenant, Sie verkennen sich selbst, ich hoffe Sie sogleich vom Gegentheil zu überzeugen. — Kennen Sie vielleicht dieses Schriftstück?"

Noch behauptete Hennig seine erzwungene Ruhe, trotzdem er das Papier sogleich erkannte.

"Ich müßte es doch erst näher sehen", entgegnete er, die Hand ausstreckend.

Breitenfeld trat einen Schritt zurück.

"Es ist besser, wenn ich es in der Hand behalte, aber erlauben Sie, daß ich Ihnen einige Sätze vorlese. Sie werden sich dann sogleich erinnern."

"Herr! diese Unverschämtheit geht zu weit!" brauste Hennig auf. "Sie werden mir Rechenenschaft geben."

"Mit Vergnügen. Aber bitte, alteriren Sie sich nicht unnöthig. Es ist das ganz gegen Ihr eigenes Interesse. — Nun, soll ich lesen?"

"Es ist nicht nöthig. Ich — nun meinetwegen — ja, ich kenne den Brief. Was soll es weiter?"

"Sehr schön. Wir werden nun gleich zu Ende sein, und ich will dann nicht länger lästig fallen. — Sie wissen also auch, daß dieser Brief die Unterschrift Ihres Herrn Schwagers, des Doktor Reinhardt, beiläufig bemerkt meines speziellen Freundes, trägt. Sie wissen ferner, daß eine wohlgelungene Kopie dieses Schriftstücks durch den Lohndiener Scholz meiner Schwägerin, Fräulein Anna Burgsdorff, in die Hände gespielt wurde."

„Ich weiß gar nichts“, fuhr Hennig auf. „Lassen Sie mich in Ruhe.“

„Schön, schön. Aber das Eine müssen Sie wissen, verstehen Sie mich wohl — Sie müssen. Nämlich das, ob Dr. Reinhardt diesen Brief geschrieben hat — was ich nicht bestimmt zu entscheiden vermag, da ich fast gar nicht mit ihm korrespondirt habe — oder ob, was ich mit ziemlicher Sicherheit annehme — dieses Schriftstück eine Fälschung ist, eine Fälschung von Ihrer Hand. — Bleiben Sie ruhig sitzen und lassen Sie auch ihren Degen stecken“, fuhr Herr von Breitenfeld mit stolzer Ruhe fort. „Sie könnten sich selbst sagen, daß das auf mich keinen Eindruck macht. — Ueberlegen Sie sich die Sache, ich will Sie nicht drängen. — Verweigern Sie mir die verlangte Auskunft, dann wird sie mir Ihr Herr Schwager sicher nicht verweigern und — die weitere Entscheidung wird Sache des Ehrengerichts sein. Ich würde diesen Weg ungern wählen, schon um meiner Schwägerin willen, deren Namen in dem Briefe genannt ist, aber — ich würde dazu gezwungen sein, denn — Klarheit muß ich unter allen Umständen haben.“

Hennig wischte sich verzweifelnd den Schweiß von der Stirn. Er kämpfte offenbar einen schweren Kampf mit sich. Breitenfeld las ihm die Frage von den Lippen, die er sich auszusprechen scheute.

„Würde ich dagegen die erwartete Antwort von Ihnen erhalten“, fuhr er ruhig fort, „so würde ich im Interesse aller Beteiligten keinen für Sie nachtheiligen Gebrauch von Ihrem Zugeständniß machen. Dafür bürgt Ihnen mein Ehrenwort.“

„Und Sie glauben, mich hier ungestraft in meiner Wohnung beleidigen zu können?“

„Erst Ihre Antwort, dann werde ich Ihnen die verlangte Genugthuung nicht versagen.“

Hennig schwankte noch immer, aber er sah ein, daß ihm kein anderer Ausweg blieb. Herr von Breitenfeld nahm seinen Hut und wandte sich langsam zur Thür.

„Nun denn, in T s Namen, ja“, rief er ihm nach, „ich habe den Brief geschrieben. Thun Sie, was Sie wollen!“

Herr von Breitenfeld hatte seinen Zweck erreicht.

„Es bleibt bei meiner Zusage“, erklärte er ruhig. „Im Uebrigen bemerke ich, daß ich nur noch bis Donnerstag Abend hier anwesend bin.“ Er wandte sich und ging ohne Wort und Gruß zur Thür hinaus. Er hörte die ohnmächtige Verwünschung nicht mehr, welche Hennig ihm nachsandte.

In seiner Wohnung angelangt, überlegte Herr von Breitenfeld zunächst ernstlich das seinerseits zu beobachtende Verhalten. Die Sache hatte, wenngleich er gewissermaßen darauf vorbereitet gewesen war, von dem Lieutenant Genugthuung für die dem jungen Mädchen angethane Kränkung zu verlangen, doch eine unerwartete Wendung genommen.

Seine anfängliche Voraussetzung, daß es sich bei dem fraglichen Briefe nur um einen albernen Scherz gehandelt habe, hatte sich als irrig erwiesen. Aus den Mittheilungen des Lohndieners Scholz erhellte, daß ein mit Raffinement angelegter und ausgeführter Streich vorlag, der die Lösung der zwischen seiner Schwägerin und seinem Freunde Waldow angeknüpften Beziehungen bezweckte und insoweit auch durchaus gelungen war. Der Brief, welchen ihm Scholz gezeigt und auf sein bestimmtes Verlangen ausgehändigt hatte, war diesem von dem Lieutenant Hennig zunächst mit der Weisung übergeben worden, ihn auf

dem bereits früher angegebenen Wege in Anna's Hände gelangen zu lassen. Später hatte er diese Weisung dahin abgeändert, daß Scholz, der früher Schreiber war und ein gewisses Geschick im Nachahmen von Handschriften besaß, den Brief abschreiben und diese Abschrift dem Stubenmädchen Pauline zustellen sollte, was denn auch geschehen war. Er hatte offenbar die Beforgniß gehegt, daß seine Handschrift zur Entdeckung führen könnte.

Das Konzept hatte er in unbegreiflicher Nachlässigkeit in den Händen des Lohndieners gelassen, und diese Nachlässigkeit wurde verhängnißvoll für ihn.

Der fragliche Brief, welcher, wie schon gesagt, die Unterschrift „Dr. Reinhardt“ und die Anrede „Lieber Freund“ trug, enthielt folgenden Satz:

„Was unsere, damals scherzhafter Weise eingegangene Wette anbelangt, so sehe ich nun doch, daß Du Dir ernstlich vorgenommen hast, dieselbe zu gewinnen. Freilich ist die Kleine, Anna heißt sie ja wohl, deren Eroberung Du Dir zum Ziel gesetzt hast, nach Deiner Schilderung sowohl, wie nach Allem, was ich sonst über sie höre, ein so liebenswürdiges Geschöpf, daß ich Deinen Eifer nicht tadeln kann, und es will mir so scheinen, als ob Du Dich bei dem Bemühen, Deine Wette zu gewinnen, bereits in den Gegenstand derselben verliebt hättest. Ich würde mich darüber freuen, denn, unter uns gesagt: hübsch ist es eigentlich doch nicht, solche Wette einzugehen. Nun, wir waren eben damals in heiterer Weinalaune und werden gewiß Deiner künftigen Braut und Gattin gegenüber nichts aus der Schule plaudern.“

Der Brief ging dann auf einen anderen Gegenstand über und schloß mit der Erwartung, daß der Absender baldigst die erwartete Verlobungsanzeige erhalten werde.

Breitenfeld war keinen Augenblick in Zweifel darüber, daß dieser Brief nicht von Dr. Reinhardt herrühren könne. Einerseits hielt er es nicht für möglich, daß Waldow, wie hier angedeutet war, sich so weit vergessen könne, ein junges Mädchen, wie Anna Burgsdorff, zum Gegenstande einer frivolen Wette zu machen, andererseits sprach die ganze Fassung des Briefes gegen die Annahme, daß Dr. Reinhardt ihn wirklich geschrieben haben könnte. Jedenfalls war der Plan so schlau angelegt, daß es wirklich zweifelhaft erschien, ob Hennig ihn ganz allein entworfen habe.

Nach der Lektüre dieses Briefes, dessen Echtheit zu bezweifeln für Anna kein Grund vorlag, mußte sie allerdings jede Verbindung mit Waldow abbrechen. Der Zweck war also sicher erreicht.

Breitenfeld's Kombination, daß Hennig in der That der Verfasser des fraglichen Schreibens sei, hatte sich als richtig erwiesen. Es erschien ihm als natürliche Pflicht, für die seiner Schwägerin angethane Kränkung Genugthuung von dem Beleidiger zu fordern, nur der Gedanke an seine Frau machte ihm Sorge. Er kam endlich zu dem Entschluß, ihr vorläufig nur mitzutheilen, daß seine Nachforschungen noch nicht zum Ziele geführt hätten, daß er indeß nach der am Donnerstag stattfindenden Abreise der Familie Burgsdorff noch einmal mit dem Lohndiener Scholz verhandeln und ihr das Resultat brieflich mittheilen wolle.

Diesen Entschluß führte er aus, und seine Gattin stimmte ihm darin bei, daß Anna nicht eher etwas erfahren dürfe, als bis Alles geklärt sei. (Schluß folgt.)

* Ueber den Mißbrauch der göttlichen Musik in der Gesellschaft schreibt ein satirischer Freund der „N.-Z.“ der Redaktion jenes Blattes Folgendes: „Die ältesten Leute erinnern sich nicht einer solchen Ueberschüttung von Musik in Berliner Gesellschaften, wie in diesem Jahr. In Säulern, wo man sich durchaus nichts Schlimmes vermuthete, die der Musik gegenüber bis jetzt eine wohlwollende Neutralität eingehalten hatten, bricht plötzlich ein Piano, ein Violoncello, eine Violine aus dem Hintergrunde auf den arglosen Gast ein. Ich spreche mich vor Allem gegen den Ueberfall aus, in diesem finde ich etwas Heimtückisches, er kommt mir wie ein gelegter Hinterhalt vor. Habe ich Kenntniß davon, daß Musik um den Thee gruppiert werden soll, so kann ich kommen oder wegbleiben, ich kann meine geistige Diät für den Abend einrichten. Ein Konzert am Abend ist für die Ueberzahl der Menschen das überflüssige Maß musikalischer Genußfähigkeit, ein zweites Konzert nach kurzer Pause daraufgesetzt zu erhalten, das übersteigt die Kapazität des Durchschnittes. Das Recht, seine Wahl zu treffen, ob man sein Quantum Musik

vor oder nach dem Thee, in der Singakademie und Oper, oder bei dem gütigen Festgeber zu sich nehmen will oder ganz darauf verzichtet, ist ein Ur- und Grundrecht, das gegen Anfechtung geschützt werden muß. In unserem hart arbeitenden Berlin ist das Nervensystem zwischen 10 Uhr und Mitternacht regelmäßig in einem Zustand, daß es schon allein musiziert; wer ihm wohlthun will, der muß ihm mit Zartheit entgegenkommen, nicht mit dem Sturm, der heutzutage regelmäßig durch die Saiten braust. Ein Lied, gesungen von einer einschmeichelnden Frauenstimme, lasse ich mir noch gefallen, es legt sich mit sanftem Zauber über die ermüdeten Nerven; aber die musikalische Verschwörung eines Trios, ein donnerndes Klavierduett, das prasselnde Feuerwerk eines Klaviervirtuosentückes, das sollte kein gastfreundlicher Sinn dem Berliner in den Stunden der Nacht zuthun. Die Künste machen überhaupt gefährliche Einbrüche in das Gebiet der menschlichen Intelligenz — das ist ein Kapitel für sich —, aber sie sollten nicht die Würze des menschlichen Daseins, die Anregung des belebenden Gespräches rauben wollen.“